

Leben im Dazwischen

Mongolinnen und Mongolen erzählen



 $\mathsf{e}b^{\cdots}$

Erna Käppeli

Leben im Dazwischen

Mongolinnen und Mongolen erzählen

edition bücherlese"



Das Gestern ist längst Geschichte	9
»Männer kommen und gehen, mein Kind bleibt.« Zula, Mutter und Unternehmerin	24
»Ich will nicht, dass meine Enkel Hirten werden.« Batu, Kaschmirziegenzüchter	46
»Mit meinem Tod wird das Wissen verloren gehen.« Urjnee, Schamanin der Rentierzüchter	63
»Schließt die Türen von innen ab.« Oyun, Ehefrau, Mutter und Familienoberhaupt	81
»Fremdherrschaften machen ein Land kaputt.« Munkh-Ochir, Nomade und Aktivist	101
»Alle finden ein Leben im Westen toll.« Badmaa, Englischlehrerin und Austauschstudentin	120
»Ich wollte nichts anderes als bei ihr sein.« Dmitri, russischer Soldat und Wahlmongole	139
»Die Seele findet nicht mehr in den Körper zurück.« Tuya, Arbeiterin und angehende Nonne	158
»Singen bringt Einsamkeitsgefühle zum Schmelzen.« Amar, Popstar und Sänger	176

Das Gestern ist längst Geschichte

Als die Aeroflot-Maschine über Ulaanbaatar kreiste und der Pilot auf das Zeichen zur Landung wartete, begriff ich, dass ich in einer unermesslichen Leere angekommen war, in der sich menschliches Leben nur um diesen einen Punkt scharte. Es schien mir, als hätte jemand eine riesige, grünbraun gefleckte Decke ausgelegt und in deren Mitte, zwischen zwei Stofffalten, noch ein farbiges Patchwork-Muster eingefügt. Ulaanbaatar wirkte von oben farbenfroh, zwischen die Hügel gedrängt und dampfend vor Betriebsamkeit, während sich rundherum nichts als freies Land mit bewaldeten Hügeln erstreckte, durch das sich einzelne Flüsse schlängelten. Die spärlich gestreuten Jurten der Nomaden waren nur als kleine weiße Punkte, umgeben von viereckigen Gehegen für die Tiere, auszumachen. »Gott hat seine Phantasie anderswo aufgebraucht«, sagte mir später ein zum Christentum konvertierter Mongole, um die Eintönigkeit der baumlosen Steppe und des harschen Klimas zu erklären. Mir schien es eher, als hätte er genügend Platz für einen ungezähmten Geist gelassen – Heldengeist, Zaubergeist, Überlebensgeist.

Das Flugzeug kam auf dem Flughafen Dschingis Khan zum Stillstand, die Passagiere wurden durch ein heruntergekommenes Gebäude geschubst, und ich saß bald darauf im Taxi und fuhr durch die Jurtenviertel, die sich wie eine dicke Speckschicht um die Innenstadt aus Wohnblöcken legten. Ulaanbaatar hat keine Ähnlichkeit mit den idyllischen Aufnahmen aus Prospekten und der Freiheit eines archaischen Lebens der Reiternomaden, die mit ihrer Herde die Weite der Steppe durchwandern und ihre Jurten aufschlagen, wo die Weiden satt und fett sind. Vielmehr atmet die Hauptstadt schwer, hustet, speit, weil sie alles und jeden aufnehmen und mit rasanten Entwicklungen fertigwerden muss. Sie ist Zufluchtsort, Ausgangs-, Drehund Angelpunkt, vielleicht nicht für die ganze Welt, aber für eine Region, die so groß ist wie Mitteleuropa, nämlich etwas über 1,5 Millionen Quadratkilometer.

Der Taxifahrer kurbelte das Fenster herunter und zündete sich eine Zigarette an. Das Innere des Autos wurde kühl, und die von Abgasen belastete Luft von außen vermischte sich mit dem beißenden Qualm seiner Billigmarke-Zigaretten. Ich schaute aus dem Fenster und fühlte mich im Auto vorerst sicher. Das geschäftige Treiben am Straßenrand zog an mir vorbei wie Sommerwolken, manchmal zeigte es fröhliche, helle Gesichter, manchmal

dunkle und von Sorgen geplagte. Ich beobachtete eine große, schwerfällige Frau in einem Pelzmantel, der ihr bis zu den Knien reichte. Unter ihrem Mantel guckten zerrissene blaue Sporthosen hervor, die ihr zu lang waren und deren Saum sie durch die staubigen, dreckigen Straßen geschleift hatte. Eingemummelt in einen rotkarierten Schal, der ihr bis über die Nase reichte, stand sie neben einem Stuhl, auf dem ein kleiner Koffer lag – ihr mobiler Verkaufsladen, der mit Zigaretten und Süßigkeiten gefüllt war. Neben dem Stuhl hockte ein Mädchen auf ihren Fersen. Sie trug einen roten Mantel, ihr Haar in zwei gleichmäßige Zöpfe geflochten, an denen je eine Haarblume aus Tüll befestigt war, sie sahen wie abstehende Ohren aus. Das Kinn auf ihre Hände gestützt, beobachtete sie den Verkehr und winkte mir zu, als sie mein weißes Gesicht sah.

Weiter unten stützten sich zwei Knaben lässig auf ihren Wasserfässern ab, die auf rollende Eisengestelle gebunden waren, und plauderten. Der Taxifahrer hupte, er kannte die beiden. Sie winkten, und aus ihren Augen strahlte eine Heiterkeit, an die ich mich bald gewöhnen und die ich bei meiner Rückkehr nach Europa vermissen würde, weil ich sie in den Augen derer, die alles haben, nicht wiederfand. Armut und Reichtum sind kein Garant für irgendetwas.

»Das war mein Enkel, eine Plaudertasche, der sollte besser seiner Mutter Wasser bringen. Aber sonst ist er ein guter Junge.« Der Taxifahrer lachte und zeigte seine Zahnlücken. Auf dem Armaturenbrett klebte ein Bild vom Dalai Lama, vom Rückspiegel hing eine buddhistische Gebetskette

»Haben Sie Kinder?« – »Nein.«

»Wie alt sind Sie?« – »33.«

»Oh«, sagte er und schwieg.

Es kam mir endlos vor, dieses Chaos aus Straßen, Jurten, Betonhütten, Menschen, Verkaufsstellen. Der Wind fegte Plastiktüten über die unbefestigten Wege, und streunende Hunde suchten in wilden Müllhaufen nach Nahrung. Jede Stunde, so sagt die Statistik, reist eine neue Familie mit der Jurte an und tauscht ihr nomadisches Leben in ein sesshaftes ein. Der Stadtrand dehnt sich bereits bis zu den Hügelketten um Ulaanbaatar aus. Von den knapp über drei Millionen Einwohnerinnen und Einwohner leben heute sechzig Prozent in der Hauptstadt, zwei Drittel davon in Jurten, die zu festen Wohnstätten ohne Abfluss und fließendes Wasser werden.

»Wie weit noch bis ins Stadtzentrum?«, fragte ich und hoffte, dass es dort übersichtlicher und sauberer war.

»Bald.« Spezifische Zeit- und Distanzangaben sind keine mongolische Angewohnheit. Dieses »Bald« dauerte eine Stunde, weil er noch jemanden abholen wollte, der Geschäfte in der Innenstadt zu verrichten hatte. Ich lehnte mich zurück und fragte mich, wie ich mich hier je zurechtfinden sollte – keine Straßenschilder, keine Straßennamen, keine Anhaltspunkte, keine markierten Bushaltestellen, alles ähnelte sich, Bretterverschlag reihte sich an Bretter-

verschlag, Jurte an Jurte, Haus an Haus, Auto an Auto. Bis heute stellt die Hauptpost keine Briefe und Pakete zu. Alle Sendungen müssen abgeholt werden.

»Im Zentrum ist es besser«, sagte der Fahrer, »einige Straßen haben schon Namen, und es gibt Hochhäuser, an denen man sich orientieren kann. Ausländer brauchen Straßennamen, ich weiß, sonst finden sie sich nicht zurecht.«

»Und wie findet Ihr euch zurecht?«

»Wir sagen: bei diesem Gebäude, zweite Straße rechts, dann dritte Tür gegenüber diesem Laden, weiter zum vierten Stockwerk, oder so ähnlich. Wir finden uns schon zurecht, wir sind uns gewohnt, auf die Details in unserer Umgebung zu achten.«

Endlich lag die Innenstadt vor uns. Sie bildet einen Kontrast zu den Zeltsiedlungen, scheint jedoch genauso trist: fünfgeschossige Stadtbauten, vereinzelte moderne Hochhäuser, verstopfte Straßen, Paradeplätze und ringsum Wohnsilos. In den 1950er-Jahren hatte man begonnen, die Grundzüge für die Anlage einer sozialistischen Modellstadt festzulegen. Doch die Stadt wuchs schnell und gegen Ende des Jahrtausends noch viel schneller, sodass die Stadtplaner keine Zeit hatten, ein ästhetisches Stadtbild zu entwickeln.

Der Taxifahrer lud mich beim Dschingis-Khan-Platz aus, der noch bis 2013 Suchbaatar – »Der Axtheld« – hieß.

»Hier ist die Stadtmitte, hier trifft man sich, hier hat Geschichte stattgefunden, Revolutionen, Feste, Hungerstreiks.« Es war noch früh am Morgen, der riesige Platz leer, nur die Straßenwischer in den leuchtend orangen Gilets zogen hohe Abfallkübel auf Rollen hinter sich her und strichen hier und da ihre langen ungestutzten Reisigbesen über den staubigen Boden. Ringsum wütete der Morgenverkehr. Der Axtheld, unbeachtet zu dieser frühen Stunde, saß in Stein verewigt, mit erhobener rechter Hand und auf einem aufbäumenden Pferd, in der Mitte des Platzes, Ulaanbaatar bedeutet «roter Held» und ist nach ihm benannt. Suchbaatar hat Anfang der 1920er-Jahre mit russischer Rückendeckung den Unabhängigkeitskampf der Mongolen gegen die Chinesen angeführt und damit das Schicksal für die folgenden siebzig Jahre besiegelt. Damals herrschten feudale Verhältnisse, Stammfürsten und buddhistische Klöster waren die Landesherren. Das Land war im Innern schwach, ungeeint und brauchte für den Aufstand eine Schutzmacht. In der Folge wurde die Mongolei zu einem sowjetrussischen Satellitenstaat, wohl unabhängig, aber politisch dominiert von dem großen Bruder. Sie hatte sich dem nichtkapitalistischen Entwicklungsweg anzuschließen und den Zielen der Sowjetpolitik unterzuordnen. Die Mongolische Revolutionäre Volkspartei wurde gegründet. Sie hatte die Alleinherrschaft und begann in den 1930er-Jahren mit einer Säuberungswelle, die sich gegen Klöster, Schamanen und Fürsten richtete. Gegen Ende des

Terrors waren fast alle Klöster zerstört, Lamas und Schamanen umgebracht und damit das gesamte Kulturgut und die geistigen Werte einer alten Tradition vernichtet.

Die Partei griff auch in die traditionell nomadische Viehwirtschaft ein, kollektivierte die Herden der Nomaden und führte eine staatliche Planwirtschaft ein. Die Natur nahm dadurch großen Schaden, und die Nomaden versuchten lange, sich den aufgezwungenen Maßnahmen zu entziehen. Nachträglich muss man zugeben, dass die Lebenserwartung der Mongolen durch die verbesserte medizinische Versorgung um zwanzig Jahre stieg und der Bildungsstand von Frauen und Männern am Ende sehr hoch war.

Die sozialistische Zeit ist nun längst Geschichte und Suchbaatar nicht mehr Held der Stunde, doch noch fehlt er auf keinem Hochzeitsfoto, keiner Postkarte.

Der gegenwärtig gefeierte Held thront Suchbaatar gegenüber, neben dem Eingang des Parlamentsgebäudes. Etwas zu breit geraten, doch nicht minder glorreich: Dschingis Khan. Seine Blütezeit geht weit ins Mittelalter zurück und jagt mir heute noch einen Schauer über den Rücken, gleichermaßen bewegt vor Furcht und Faszination. Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion ist er wie Phönix der Asche entstiegen und kurbelt nun das Selbstbewusstsein des mongolischen Volkes an, das sich nicht mehr vor der Welt ducken mag. 1206 – dieses Jahr gilt als Staatsgründung der Mongolei – einte der große Khan die zersplitterten mongolischen Stämme und machte sich auf, die Welt zu erobern und das größte Reich aller Zeiten hervorzubringen. Die Feierlichkeiten zum 800. Gründungsjahr waren für Mongolen nicht selbstverständlich. In sozialistischen Zeiten galt Dschingis Khan als Reaktionär und durfte kaum erwähnt werden. Auf jeden Fall ist er inzwischen mehr als eine sentimentale Anwandlung, alles, was etwas hergibt, wird jetzt nach ihm benannt. Sein neuestes Denkmal steht auf offenem Steppenland, als begehbare, dreißig Meter hohe Pferd-Reiter-Statue aus Stahl.

Vielleicht war es wegen des Schlafmangels nach dem langen Flug oder wegen des Aufpralls in einer fremden Wirklichkeit, dass mir alles abweisend erschien. Es fehlten Ladenschilder, Schaufenster, irgendwelche Hinweise, die Häuserfronten wirkten verkabelt und grau, als hätten sie etwas zu verbergen. Ich hätte nicht gewusst, wo ich etwas zu essen und zu trinken finden könnte.

»Dort ist ein Café für Ausländer«, sagte eine Passantin, »dort treffen sich alle. Man sagt, es gibt guten Kaffee, Ausländer mögen ja unseren Milchtee nicht.«

Das Café lag an der größten Straße Ulaanbaatars, die pfeilgerade von West nach Ost verlief. Ich setzte mich auf die Terrasse, wo es dank der kräftigen Märzsonne fast schon warm war. Auf den vier Spuren war dichter Verkehr. Selbstmörderisch, dachte ich, als ich jemand den Mittel-

streifen entlang spazieren sah. Es war ein Mann in High Heels, Minirock und Netzstrumpfhosen, der konzentriert auf dem weißen durchgezogenen Streifen lief, als handle es sich um einen Catwalk, während links und rechts die Autos gefährlich nahe an ihm vorbeibrausten. Seine Perücke aus langen schwarzen Haaren hing schief, und die Lippen waren großzügig mit rotem Lippenstift verschmiert. Sie hielt den Kopf hoch und ließ sich von den herablassenden Blicken und Zurufen der anderen nicht beirren, es war ihre Parade. »Die Wende hat alle Mauern und Verbote heruntergerissen, es gibt nun keinen Grund mehr, Vorlieben und Gesinnungen zu verstecken. Nach der Öffnung ist alles Westliche wie eine Flutwelle über uns hereingebrochen. Inzwischen gibt es Vereine für alles und jeden. Hier kann jeder leben, wie er will, aber er muss den Spott aushalten. Die Frau zeigt sich nur so in der Öffentlichkeit, weil sie betrunken ist«, erzählte der Kaffeehausbesitzer, der sich diesen ungewöhnlichen Anblick nicht hatte entgehen lassen wollen.

Mit Wende meinte er die Transition vom kommunistischen Regime zur Demokratie und später zur freien Marktwirtschaft. Die Mongolen nennen diese Umbruchphase »Platzwechsel«. 1990 wollten Jungdemokraten das Ende der bisherigen Geschichte, die Stunde null sozusagen, und demonstrierten gegen das kommunistische Regime. Der Übergang verlief ohne Blutvergießen, gewiss aber gab es viele Verlierer und vor allem auch Verliererinnen.



Erna Käppeli, geboren 1973, aufgewachsen in Sempach im Kanton Luzern. Nach der Matura folgten Arbeits- und Studienaufenthalte in England, Irland und Amerika. Ab 2004 lebte sie eineinhalb Jahre als Sprachlehrerin in der Mongolei. Seither bereist sie das Land regelmäßig.

Erna Käppeli lebt im Kanton Zug und arbeitet als freie Schriftstellerin und Reiseleiterin. Sie ist Mitautorin des Reiseführers *Mongole*i (Trescher-Verlag, 2008).